



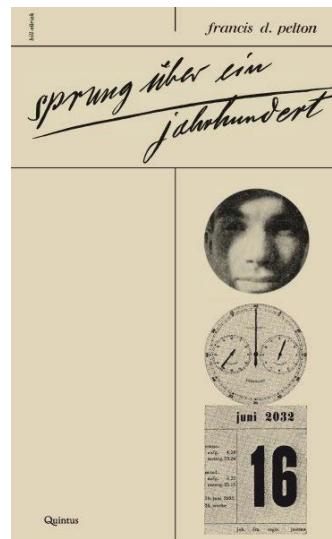
Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2019

Francis D. Pelton: Sprung über ein Jahrhundert.

Quintus Verlag, Berlin, 2017, 191 S., ISBN: 978-3-947215-01-0

Plötzlich ist Hans Bachmüller ins 2032 katapultiert. Seine Nachfahren erinnern sich an Erzählungen, dass er wohl der vor 100 Jahren rätselhaft verschwundene Vorfahr sein müsse. Das erregt Aufsehen, denn Bachmüller ist es gelungen, mit einer Zeitmaschine, mit der ein früherer (an H.G. Wells erinnernder) Zeitreisender unglücklich havariert war, nunmehr von 1932 nach 2032 zu reisen.

Weniger die Sensation, die er in der Zukunft verursacht, sondern die Eindrücke, die er selbst dort gewinnt, machen das Thema dieses Zukunftsromans aus. Der gehört in das Genre des utopischen Romans. Er erschien 1934 und war lange Zeit völlig in Vergessenheit geraten. Bei dem Autor war das scheinbar auch der Fall, denn niemand hat wohl je von einem Schriftsteller Francis D. Pelton gehört. Kein Wunder, denn der Name ist ein Pseudonym für einen Autor, der allerdings heute noch über einen gewissen Bekanntheitsgrad verfügt: Franz Oppenheimer.



Man erinnert sich seiner vor allem als den Lehrer von Ludwig Erhard, mit dem er das Anliegen teilte, die Marktwirtschaft sozial wirksam werden zu lassen. Nach der Machtergreifung der Nazis hielt sich Oppenheimer, der zuvor eine Professur in Frankfurt innehatte, in Palästina auf. Als Jude, Zionist, Inspirator der Kibbuzbewegung und sozialer Liberaler stand er bereits auf der schwarzen Liste. Um den Schrecken der Zeit entgegenzutreten, wollte er neue Wege beschreiten, um liberaleren Ideen wieder zum Erfolg zu verhelfen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten wollte er durch einen Roman ergänzen und „Sprung über ein Jahrhundert“ ist das Produkt dieser Bemühung. Die Lage schien ihm die Verwendung eines Pseudonyms ratsam zu machen, weil sonst jede Verbreitung in Deutschland unmöglich gewesen wäre.

Protagonist Bachmüller erlebt hier 2032 eine Welt, in der Oppenheimers Ideale verwirklicht sind. Es gibt einen universellen Weltfrieden, der nicht nur dadurch gesichert ist, dass es eine Megawaffe gibt, die deren deutscher Erfinder allen Weltmächten gab, sodass die Abschreckung so vollständig ist, dass niemand mehr „rationale“ Gründe für Kriegstreiberei anführen kann (die Wirkung der Atombombe im Kalten Krieg gab Oppenheimer dabei später recht). Ein internationales Staatenbündnis sichert diese Tendenz ab.

Wichtiger ist jedoch die innere Wirtschaftsverfassung, die Oppenheimer/Pelton an vielen Beispielen im Bannkreis der zukünftigen Familie Bachmüller, bei der Bachmüller zufällig landet, erläutert. Oppenheimer ging es um die Lösung der sozialen Frage. Die wollte er nicht mit staatsautoritären Mitteln erreichen, denn für ihn war politische Herrschaft per se der Hauptgrund für Not. Nur freie Arbeit könne eine gerechte und wohlhabende Gesellschaft schaffen. Staat diene immer dem Privileg. Das zentrale Mittel der Herrschenden zur Bereicherung sei der

Landbesitz. Das Bodenmonopol schaffe Abhängigkeit und Armut. Der Staat sei historisch eingeführt worden, um das freie genossenschaftliche Leben durch Grundherrschaft zu zerstören.

Im Roman ist die freibürgerliche und genossenschaftliche Ordnung wieder hergestellt. Alle Menschen Leben in Wohlstand und keiner übertrumpft den anderen. Die weltstaatliche Ordnung ist so rational, dass sie kaum noch eingreift und der freien Selbstorganisation der Bürger der ihren produktiven Lauf lässt.

Spätesten hier fehlt dann doch eine plausible Erklärung, warum die Regierenden sich so zurückhalten. Oppenheimer sah (etwa in seinem Buch „Der Staat“ von 1926) Krieg und Eroberung als einzige historische Ursache von Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnissen. Immanente und intrinsische Gründe für Staatswachstum gibt es irgendwie kaum. Der Roman stößt den Leser geradezu (unbeabsichtigt) auf diese Lücke in Oppenheimers Denken.

Trotzdem bleibt Oppenheimers Gedankengebäude einer der interessantesten Versuche, eine sozial gerechte Ordnung mit ausschließlich freiheitlichen Mitteln zu erreichen. Und Oppenheimers/Peltons Romandarstellung liest sich dabei überzeugender und auch flüssiger als die meisten anderen klassischen Utopien von Thomas More bis Edward Bellamy. Und wenn man sich die Frage stellt, ob man lieber in deren Staatsutopien oder in Oppenheimers Welt leben möchte, fällt die Antwort (zumindest als Liberaler) leicht.

Da kann man dann auch über die Schwächen des Buches hinwegsehen, die es mit den meisten anderen Utopien der Literaturgeschichte teilt. Auch hier werden Detailschilderungen, die zeigen sollen, wie denn die utopische Gesellschaft genau funktionieren kann, allzu ausufernd und ermüdend. Zudem scheint das Leben 2032 doch arg dem behäbigen Landleben von 1932 zu entsprechen. Die zwischenmenschlichen Beziehungen und Lebensarten (fand da zum Beispiel eine sexuelle Revolution statt?) wirken heute schon recht antiquiert. Hier hat sich die Realität schneller entwickelt als Oppenheimer es sich hat träumen lassen. Die Zukunftsmenschen kommen dem heutigen Leser putzig daher.

Dies erwähnt, kann man dennoch nicht umhin, die Wiederveröffentlichung dieses lange verschollenen Romans als verdienstreich zu betrachten. Sie eröffnet neuen Lesern einen interessanten Zugang zu Oppenheimers Werk und zeigt denen, die sich schon mit ihm befasst haben, eine bisher unbekannte literarische Dimension auf.

Prag

Detmar Doering



in Kooperation mit

